

eng



sung. Sprich: Der Spitalbetrieb läuft mehr oder weniger normal weiter, während immer mehr Covid-Patienten eingeliefert werden. Und dies, obschon im Kanton Bern die aktuellen Hospitalisationszahlen jene im Frühling längst überholt haben.

Die Gesundheitsdirektion gibt sich zu diesem Thema wortkarg. Es heisst lediglich, dass die Spitäler angewiesen worden seien, Kapazitäten für künftige Corona-Patienten zu planen. «Weitergehende Massnahmen sind in Diskussion», sagt Giebel.

Manche der Spitalunternehmen haben bereits von sich aus gehandelt und wenigstens vereinzelt nicht dringende Eingriffe abgesagt. Einige Kliniken wie die private Lindenhofgruppe passen die Planung tagesaktuell an, andere wie das Spitalzentrum Biel schaffen vorsorglich Kapazitäten und schieben rund die Hälfte aller sogenannt elektiven Behandlungen nach hinten.

Es gibt aber auch Spitäler, die noch überhaupt keine Operationen verschoben haben, etwa im Emmental und Thun. «Der Krisenstab und die Geschäftsleitung haben aber entsprechend Szenarien erstellt», sagt Marie-Anne Perrot aus Thun.

Weniger Betten verfügbar

Gabriel Waldegg vom Spital Emmental gibt einen weiteren Punkt zu bedenken: «Im Gegensatz zum Frühjahr befinden wir uns nicht in einem Lockdown.» Dadurch

sind die Kontakte weniger eingeschränkt und somit das Risiko einer Infektion auch beim Gesundheitspersonal erhöht. Tatsächlich stecken sich immer mehr Mitarbeiter selber mit Corona an oder müssen wegen Infektionsfällen im nahen Umfeld in Quarantäne. Das Universitätsspital Genf hat deswegen am Sonntag einen Hilferuf veröffentlicht.

Auch in Bern verschärft sich das Problem. Bei der Lindenhofgruppe etwa wurden seit Anfang September 15 Mitarbeiter positiv getestet. Zudem befinden sich 20 Personen in Quarantäne. «Ausfälle von Mitarbeitern stellen die entscheidende und kritische Ressource dar», schreibt die Medienstelle.

Die drei privaten Berner Hirslanden-Kliniken bekommen dies bereits sehr konkret zu spüren. «Aufgrund diverser Ausfälle bei unserem Personal müssen wir täglich die Bettenkapazität überprüfen und entsprechend anpassen», teilt die Medienstelle mit. Aktuell sind 20 Mitarbeiter positiv getestet, 10 weitere befinden sich in Quarantäne. «Die Infektionsfälle führen zu einer Reduktion der betriebenen Betten», teilt Hirslanden mit.

Trotzdem: Ein öffentlicher Hilferuf scheint noch nirgends im Kanton notwendig. Man versuche, den Mangel mittels Anpassungen der Ferienplanung, Einsätzen von Pensionierten und der Suche von Temporärpersonal abzufedern, schreibt die Lindenhofgruppe.

Beim Inselspital, das keine Zahlen zu Ansteckungen von Mitarbeitern veröffentlicht, heisst es, die aktuellen Patienten könnten noch mit dem bestehenden Personal behandelt werden. Bei Bedarf könne man zudem rasch handeln – einerseits durch interne Personalverschiebungen, andererseits mit externer Hilfe von Pensionierten, Studierenden oder ehemaligen Mitarbeitern.

Mehr Tests in Thun und Biel

Zurück zu den Testkapazitäten in Thun. Dort zeichnet sich eine Lösung für das Problem ab. «Wir haben uns entschieden, aus eigener Kraft und mit Unterstützung der Stadt ein Drive-in-Corona-Testzentrum analog jenem in Bern zu eröffnen», sagt Mediensprecherin Marie-Anne Perrot. So könne der Spitalnotfall entlastet werden. Die Eröffnung ist für Mittwoch geplant.

Auch andernorts ist ein Ausbau der Testkapazitäten geplant – etwa in Biel. Momentan bietet das dortige Spital im Gesundheitszentrum im Bahnhof pro Tag 180 Tests an. Ab kommender Woche sollen es 250 sein, wie Marie-Pierre Fauchère vom Spitalzentrum Biel sagt. Zusammen mit den Medizentren Seeland ist schliesslich geplant, ab Anfang November insgesamt 500 Tests pro Tag durchführen zu können.

Trotz der momentanen Engpässe heisst es beim Kanton, dass grundsätzlich genügend Tests zur Verfügung stehen würden. Doch eines dürfte so oder so klar sein: Bis die Massnahmen zur Eindämmung der Corona-Ausbreitung tatsächlich auch wirken, dürften Wartezeiten bei den Testzentren dazugehören.

Teilzeitstellen sollen Malerinnen im Beruf halten

Vereinbarkeit Beruf und Familie Da Teilzeitarbeit in den Malerbetrieben wenig etabliert ist, geben viele Malerinnen ihren Beruf auf. Der Verband gibt nun Gegensteuer.

Baumalerin Priska Rutschi arbeitet Teilzeit – und das ist bemerkenswert. Was in den meisten Branchen heute gang und gäbe ist, muss man bei Handwerkerberufen beinahe mit der Lupe suchen. Als die 37-Jährige mit ihrem ersten Kind schwanger war, reduzierte sie ihr Pensum.

Die fehlende Teilzeitkultur hat für die Malerbranche negative Folgen. Denn viele ausgebildete Malerinnen steigen früher oder später aus ihrem erlernten Beruf aus. Gemäss einer Statistik des Schweizerischen Maler- und Gipserunternehmer-Verbands (SMGV) betrug der Frauenanteil bei den Lehrabgängerinnen und -abgängern in der Deutschschweiz und im Tessin 2019 rund 44 Prozent. Dieser Wert liegt ungefähr im Durchschnitt der letzten zwanzig Jahre.

Abwendung vom Beruf

Ein Indiz dafür, dass die Frauenquote später stark abnimmt, bietet eine Umfrage, die vom Projekt Teilzeitbau 2019 lanciert wurde. Die Befragung richtete sich an alle Unternehmen und Arbeitnehmenden der Deutschschweiz, die dem Gesamtarbeitsvertrag für das Maler- und Gipsergewerbe unterstellt sind. 620 Angestellte machten bei der Erhebung mit. Zuerst fällt auf: Bei den Arbeitnehmenden über 42 Jahren kann man die teilnehmenden Frauen an einer Hand abzählen. Bei den 47- bis 51-Jährigen sind gar sämtliche 61 Befragten Männer.

Bis zum Alter von 31 Jahren stellen die Frauen dagegen in etwa einen gleich grossen Anteil an den Teilnehmenden. Der Frauenanteil sinkt also in etwa in dem Alter massiv ab, wenn die Frauen ihr erstes Kind haben. Da viele Frauen nach einer Schwangerschaft nicht gleich wieder mit einem 100-Prozent-Pensum in ihren Beruf zurück-

kehren wollen, wenden sie sich teilweise ganz vom Beruf ab, wenn sie nicht Teilzeit arbeiten können.

Die Luxussituation

Priska Rutschi tat das nicht. Nach dem Schwangerschaftsurlaub – 14 Wochen nach der Geburt – stieg sie bei 40 Prozent wieder ein. Diesem Pensum ist sie bis heute treu geblieben. Das ältere Kind ist mittlerweile 3-jährig, vor einem Jahr kam ein Geschwisterchen hinzu. Nach wie vor teilt sich Rutschi die Kinderbetreuung

Je jünger die Angestellten sind, desto mehr wünschen sie sich, Teilzeit arbeiten zu können.

mit ihrem Mann. «Einen Tag pro Woche sind wir beide zu Hause, an zwei Tagen geben wir die Kinder in die Kita.» Dieses Modell habe sich bewährt, und auch ihr Partner möchte nicht mehr 100 Prozent arbeiten. Für Rutschi ist aber klar: «Wir sind in einer Luxussituation, weil wir auch mit dieser Arbeitsteilung genug verdienen. Manche können sich das nicht leisten.» Der branchenübliche Durchschnittslohn für eine Malerin mit drei Jahren Berufserfahrung beträgt 5500 Franken.

Priska Rutschi geniesst es, weiter in ihrem Beruf zu arbeiten. «Das ist meine Zeit, die ich für mich habe.» Dies veranschaulicht sie anhand der Znünpause: «Zu Hause habe ich keine Viertelstunde, um einen Kaf-

fee zu trinken, im Geschäft hingegen schon.» Tendenziell arbeite sie nun lieber als damals, als sie noch Vollzeitangestellte war. Dies hänge auch mit dem Druck zusammen, den man sich selbst mache. Früher war sie als Servicemalerin angestellt. Sprich: Sie fuhr zu Privaten und Kleinkunden, besserte aus, machte Renovationen und plante das Ganze teilweise auch selbstständig.

Nur Hälfte der Betriebe

Entsprechend war sie auch dafür verantwortlich, dass die Arbeiten rechtzeitig abgeschlossen waren. Heute arbeitet Rutschi im Magazin – der Malerwerkstatt. «Natürlich nervt es mich auch hier, wenn ich nicht recht vorankomme, aber es ist weniger schlimm, weil man es dann einfach am nächsten Tag noch macht.» Als Servicemalerin ist sie nur noch für kleine Aufträge unterwegs.

Das Bedürfnis nach Teilzeitarbeit ist mittlerweile so gross, dass der Verband mit den Gewerkschaften Unia und Syna das Projekt Teilzeitbau im Maler- und Gipsergewerbe gegründet hat. Ausserdem wird das Projekt vom Eidgenössischen Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann finanziell unterstützt. Die Projektverantwortlichen lancierten auch die Umfrage. Dieser lässt sich entnehmen: Je jünger die Angestellten sind, desto mehr wünschen sie sich, entweder jetzt oder in den nächsten Jahren Teilzeit arbeiten zu können. So sind es sowohl bei den Arbeitenden unter 26 Jahren als auch jenen zwischen 27 und 31 Jahren jeweils über 40 Prozent der Teilnehmenden. Und rund 70 Prozent der Befragten finden es wichtig, dass in der Branche Teilzeitarbeit möglich ist. Bei den befragten Unternehmen ist dieser Anteil mit 60 Pro-

zent nicht viel tiefer. Dennoch bieten lediglich 46 Prozent der befragten Unternehmen Teilzeitstellen an.

Teilzeit als Chance

Ein Arbeitgeber, der es begrüsst, wenn die Angestellten mit Teilzeitwünschen auf ihn zukommen, ist Christoph Tanner, Chef von Priska Rutschi bei der traditionsreichen Mordasini Maler Gipsler AG im Stadtberner Breitenrainquartier.

Doch warum eigentlich? Beispielsweise wird der Organisationsaufwand durch die Einführung von Teilzeitarbeit grösser. Christoph Tanner erklärt: «Um die handwerklichen Berufe zu stärken, müssen wir uns den veränderten Bedürfnissen unserer Angestellten anpassen.» Neben Rutschi arbeitet bei Mordasini noch eine weitere Malerin Teilzeit. Er hofft, dass die Malerbranche auf dem Bau eine Vorreiterrolle einnehmen kann und sich die Teilzeitarbeit durch das Projekt Teilzeitbau etabliert.

Es sei ihm lieber, zwei motivierte Teilzeit-Arbeitnehmer zu beschäftigen als eine unmotivierte Vollzeit-Arbeitskraft. Dafür nehme er den administrativen Aufwand gerne auf sich. Ausserdem sei es wichtig, neben der Arbeit seinen Interessen nachgehen zu können, um eine gute Work-Life-Balance zu erhalten. Dabei spiele es ihm keine Rolle, ob die Person weniger arbeiten wolle, um eine Ausbildung als Fussballtrainer machen zu können oder um sich weiterzubilden. Oder eben, um eine Familie zu gründen. So wie es das Malergeschäft bei Priska Rutschi gemacht hat. Denn für sie ist klar: «Könnte ich nicht Teilzeit arbeiten, würde ich mich zu 100 Prozent um die Kinder kümmern und nicht mehr arbeiten.»

Benjamin Lauener



Sieht Teilzeitarbeit als Chance: Christoph Tanner, Inhaber der Mordasini Maler Gipsler AG. Seine Angestellte Priska Rutschi ist seit drei Jahren Teilzeit beschäftigt. Foto: Nicole Philipp